

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 92 (1966)
Heft: 6

Rubrik: Limmat Spritzer

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Limmat Spritzer

Sie bieten Beat

Beim Durchwühlen der Listen meistverkaufter Unterhaltungsschallplatten kann man sich nicht um die Feststellung drücken, daß sich nach wie vor laufend Beatmusikanten unter den in sonnigen Höhen galoppierenden Spitzentreitern befinden. Das Publikum reagiert ganz unterschiedlich auf beatiges Vitalgetöse und auf die Jünger des einträglichen röhrenden Schaugeschäfts, auf die urkomischen Gesten und auf die stirnverkürzenden Haargardinen auf den Pilzköpfen, die in den letzten zwei Jahren sogar aus dem eher kargen Schweizer Boden schossen und immer noch schießen.

Die einen, nämlich ein beachtenswert großer Teil der Jugend, sind begeistert. Andere nehmen die rhythmischen und akustischen Erdbeben so gelassen wie möglich hin, sprechen vom Rhythmus unserer in Technik ertrinkenden Zeit und halten es mit jener deutschen Publizistik, die da fand: «Nicht jeder Generation rauscht ein Brunnen vor dem Tore, nicht immer können Lieder leise flehen». Vereinzelte glauben sogar, der jugendliche musikalische Schulterschluß dürfte einiges zur Völkerverbindung beitragen, jedenfalls mindestens soviel wie die phrasendurchsetzten internationalen Plaudereien führender Politiker an Konferenztischen, die sich von Biertischen mitunter kaum unterscheiden.

Nicht zu übersehen ist freilich die hehre Großtruppe der Beat-Gegner, jener Mitmenschen, die sich innig besorgt fragen, wie lange wohl noch – wie Feldmarschall Radetzky sich auszudrücken beliebte – das Schwert des Demosthenes kultur- und trommelfellgefährdend über unsren Ohren und Augen schweben werde. Sie haben ihren Wilhelm Busch in der Tasche, be-

sonders seit er tantienfrei ist, und sie zitieren: «Man ist so voll humaner Wärme, doch ewig stört uns das Gelärme, das Grunzen, Bläernen und Gegirre der musikalischen Geschirre.» Sie vermissen schmerzlich die Wachtparade der Heinzelmännchen und des Vögeleins Abendlied im wohlig-warmen Unterhaltungslokal, und es ist ihnen zumute, als sei ihnen eine Zahnpfombe aus der Seele herausgefallen. Und wenn sie einen Pilzkopf, einen Rhythmusläfer, eine Pavianmähne sehen, brüten sie pessimisclnd und mit fast irrem Lachen über solcher Erscheinung.

Den Beat-Musikanten ist das im Prinzip einerlei. In Zürich wimmelt es einerseits von Beat-Orchestern, anderseits von Beat-Festivals bis weit in die unverdorbene Landschaft hinaus. Hinzu kommt eine ganze Reihe von Etablissements (ein Fremdwort, das man nicht in jedem Falle einfach mit «Spunten» übersetzen darf), die sich teils plausch-, teils registriertkaschäller von Kopf bis Fuß auf Beat eingestellt haben. Junge Fans tun sich zusammen, gründen ein Orchester, proben mit ungeheurem Ernst ein Repertoire zusammen, mit welchem sie wenigstens einen einstündigen Auftritt bestreiten können, bevor sie von vorne anfangen müssen, um eine allfällige Durststrecke von weitem vertraglich festgelegten Spielstunden so elegant wie möglich hinter sich bringen.

Bevor sie übrigens proben, schaffen sie – ich vergaß es zu erwähnen – Instrumente an. Barzahlung steht dabei nicht sehr hoch im Kurs. Aber die einschlägige Instrumentenbranche kommt ihnen weitgehend entgegen, weil der Verkauf von Gitarren, Schlagzeugen, Verstärkeranlagen alleweil ein guter Schnitt ist. Dann allerdings mag der Händler eines unschönen Tages auf den Tisch klopfen und eine Art Goethe zitieren: «Der Worte sind genug gewechselt, laßt mich auch endlich Raten sehen!»

Die Jungen haben oft Mühe, die finanziellen Mittel rechtzeitig flüssig zu machen. Häufig stehen sie mitten in einer Lehre drin, und der Patron entpuppt sich als eiskalter Vorschußverweigerer. Die Eltern geben zwischendurch da und dort etwas Bargeld frei, halten aber dazu dermaßen lange und pädagogische Vorträge, daß viele Junge es vorziehen, die Moneten für die fällige Rate durch Sparsamkeit und Nebenarbeit selber zusammenzukratzen.

In der Regel braucht es noch Schallplatten renommierter und arrivierter Vorbilder, an denen man sich mit möglichst straffem Kletterschluß musikalisch emporranken kann. Vom eigenen Genius, der in der Regel ein schwacher Mitarbeiter ist, lassen sich Anfänger kaum je leiten. Ich finde das richtig. Und dann kommt einmal die Gelegenheit, öffentlich aufzutreten. Das Honorar ist meistens dürftig, besonders heute, wo ein Franken, ehe-



dem ein Stundenlohn, nur noch ein mäßiges Trinkgeld ist. Aber komplett ausgerüstete Beat-Orchester frisch aus dem Ofen würden vermutlich am Anfang vermutlich sogar noch dafür bezahlen, daß sie überhaupt ans Rampenlicht der Öffentlichkeit kommen.

Vereinzelte Gruppen nur werden im Laufe der Zeit bekannt: Hartnäckig stricken sie an der Erfolgsmasche, bis es aufwärts geht. Je steiniger der Weg, desto knirschender die Flüche. Sind sie aber einmal oben, ja, dann kann die Beata-Sache durchaus Faden kriegen. Finanziell zum Beispiel. Vorbei sind jetzt die Zeiten, wo man für 15 Franken und ein Mineralwasser einen Abend lang reichlich phonabsondernd auf der Bühne stand. In Zürich verdienen einige Beat-Formationen mehr als Musiker mit abgeschlossenem Konsistodium. An diesem Mißverhältnis ist allerdings nicht das Konservatorium schuld.

Hierarchie beginnt sich breit zu machen. Die Beat-Band hat zum Vornherein einen Leader, auch dää wo de Zylinder traits genannt. Ueber ihm steht in Einzelfällen gar ein hauptamtlich eingesetzter Manager, der die Engagementsanschlüsse deichselt. Agenten sind mit im Spiel, welche über Unteragenten ihre Orchester verkitschen wie eine Ware, von Stadt zu Stadt zu schleusen wie Jahrmarktattraktionen.

Einige Orchester werden Profi. Ihre Mitglieder kommen von verschiedenen Berufen her: Kaminfeger, Schlosser, Hochbauzeichner, Auto-mechaniker, Bürostift, gelegentlich Student. Einzelne Amateure und Profi (auf Abruf) stammen aus bekannten Häusern. Als die hervorragende Schauspielerin Maria Becker kürzlich von einem Interviewer gefragt wurde, wie sie sich verhalten würde, wenn ihre Söhne mit Beatles-Schnitt nach Hause kämen, antwortete sie (siehe «Femina» vom 22. Oktober 1965) schlicht: «Da meine Söhne mit Beatles-Schnitt nach Hause kommen, verhalte ich mich dazu gar nicht.» Sie hätte meines Wissens sogar noch befügen können, daß ein Sohn in einer Beat-Band mitmusiziert.

Ich weiß allerdings nicht mehr, in welcher Band. Vermutlich in einer mit einem merkwürdigen Namen. Denn fast alle Beatformationen haben seltsame Namen. Da sind die Sauterelles, auf deutsch «Heuschrecken»; sie stammen aus Zürich. Da sind – der Einfachheit übersetze ich gleich aus dem Englischen – die Teufel, die roten Löwen, die «War-

um nicht?», die Hurrikane, die Dynamiter, die Spaßmacher, die dunklen Riesen, die steigenden Flammen, die Piraten, die Ketten, die Wilden.

Sie machen während der Arbeitszeit in der Regel furchtbar ernste Gesichter. Ihre Sprache ist nicht immer die unsere. Sie ziehen eine dufte Schau ab, servieren knallheiße Knaller, sind auf Zack und Draht und Achse, rufen eine scharfe Gitarre und anderes mehr. Die Substanz der interpretierten Nummern ist in der Regel eher dünn. Musikalisch. Und textlich. Außenseiter pflegen vor Spielbeginn die Instrumente korrekt zu stimmen; dadurch fallen sie auf. Das wichtigste Instrument wird nicht gespielt, sondern bedient. Es sind die elektrischen und elektronischen Anlagen. Ohne Mikro, Lautsprecher, Hall und Echo geht die Chose nicht. Manches klingt eher kabelhaft als fabelhaft. Aber klingen tut's auf jeden Fall. Heiße Rhythmen, laut serviert. Gäste haben kaum Gelegenheit zum Plaudern. Junge ersetzen die Konversation oft durch Kaugummi. Das ist eine Lösung. Aeltere Leute verirren sich selten in sogenannte Beat-Schuppen. Sie diskutieren anderswo. Oder streiten, nach der alten Regel: Vor der Heirat zwei Seelen und ein Gedanke, zehn Jahre später zwei Kehlen und ein Gezanke.

Bei Kurzschluß wird die Musik unserer Beatler dünn bis sehr dünn. Stecker raus (= heraus) – Musik aus! Aber das allein ist gewiß kein triftiges Argument gegen Beatmusikanten, so wenig wie das Götz-Zitat ein praller Ersatz für sachliche Argumente ist. Ich selber habe von Berufs wegen so viel Beatmusik gehört, daß ich gar nicht mehr drauskomme, ob sie mir gefällt oder nicht. Manchmal habe ich Spaß daran, manchmal geht sie mir auf die Nerven. Manchmal nicke ich anerkennend, und manchmal schüttle ich bloß griesgrämig den Kopf. Manchmal möchte ich den Burschen zurufen: «Macht doch etwas Gescheiteres!» Aber dann fällt mir ein, was wir weniger jungen, wir reifen Menschen, die wir in unserer Jugend Gescheiteres taten, so im großen und ganzen aus dem Leben und aus der Welt machen. Worauf ich einsehe: Eine Gelegenheit, zu schweigen, sollte man in einem solchen Falle nicht verpassen, und bevor man den Kopf schüttelt, sollte man sich vergewissern, daß man überhaupt einen hat.